

Der Preis der Überzeugung

Dienstverweigerung als einziger Ausweg: In Israel entscheiden sich immer mehr Soldaten, den Befehlen des Militärs keine Folge mehr zu leisten. Sie werden inhaftiert – bis zu elf Mal hintereinander.

Von Christian Schmidt
Fotos: Kai Wiedenhöfer

Am Morgen des 30. November steht Leutnant Roye Vollman vor dem Militärgefängnis Nr. 6 bei Haifa und sucht nach einer Antwort. In der linken Hand hält er die private Bettdecke, sie wärmte ihn während der Haft. Ein knapper Monat ist vergangen, seit er zu seiner Einheit in die Westbank fuhr, um den jährlichen Dienst anzutreten. Gleich nach der Ankunft wurde er inhaftiert. «Ohne viel Dramatik», wie er heute sagt. Vollman, 25, Reservist bei der Artillerie, wusste, was auf ihn zukommen würde. Er hatte schriftlich angekündigt, in den von Israel besetzten Gebieten künftig keinen Dienst mehr zu leisten. Der Kommandant verurteilte ihn zu 28 Tagen Haft, im Schnellverfahren. Gründe, weshalb Vollman seinem Land nicht mehr dienen wollte, interessierten nicht.

Warum hat er verweigert? Und warum erst jetzt, nachdem er bereits drei Jahre als «hoffnungsvoller und motivierter Offizier» gedient hat, so der Leutnant über sich selbst. Vollman ist Literaturkritiker beim israelischen Internetportal Walla und Student der politischen Wissenschaften; er schaut hinauf zu den Palmen, die er einen Monat lang durch Stacheldraht sah, dann hinüber zu den Soldaten auf dem Wachturm. Neugierig beobachten sie, wie wir mit dem Leutnant sprechen. Dann sagt er nur: «Weil sich hier etwas verändert hat.» Er tippt sich an die Stirn. Westbank und Gazastreifen sind für die Palästinenser heute erst nach einem ebenso entwürdigenden wie sinnlosen Kontrollprozedere zugänglich, durchgeführt von Soldaten wie ihm. An diesen Checkpoints zögern Soldaten wie er die Abfertigung palästinensischer Ambulanzen solange hinaus, bis die Menschen darin tot sind. Soldaten wie er schützen israelische Siedlungen, die sich unaufhaltsam in ein Land fressen, das nicht Israel gehört. Soldaten wie er halten palästinensische Familien in Schach, wenn Bulldozer ihre Häuser und Olivenhaine niederwalzen. Den Kampf gegen palästinensische Terroristen führen Soldaten wie er mit Minen, die sie auf

Schulwegen verstecken. Wenige Tagen vor Vollmans Entlassung starben im Gazastreifen fünf Knaben, bei ihrer Beerdigung wurde ein sechster erschossen. (Am 20. Dezember 2001 hat Generalstabchef Shaul Mofaz bekanntgegeben, er habe die verantwortlichen Offiziere «zitiert und gerügt».)

Das alles quält Vollman. Er spricht über Pflicht und Moral, doch sein Tun habe er zuerst und zuletzt vor sich selbst zu verantworten. Aber tapfer sei er nicht. Tapfer – «und dumm» – seien jene, die draussen in der Uniform ihr Leben riskieren. Dann setzt sich Vollman in sein Auto, er will weg. Wenn er zusammen mit den anderen Gefangenen in einer nahen Fabrik Waffen reparierte, liessen sie ihn spüren, dass er ein Verweigerer ist. Einer, der nicht wegen ehrenhafter Dinge sitzt wie Drogen oder Schlägereien, einer, der zuviel denkt und sich dafür in einen zugigen Wellblechcontainer sperren lässt. Einer, der nichts von Solidarität hält. Ein Kameradenschwein.

Als das Auto über die Bodenwellen der Staubstrasse davonhüpft, ruft Vollman zum Fenster hinaus: «I love this land, but I hate this people.»

Am folgenden Tag, es ist der 1. Dezember, schwebt Vollmans Name über dem Strand von Tel Aviv. Die beiden Verweigererorganisationen New Profile und Yesh Gvul – «Es gibt eine Grenze!» lassen am Internationalen Tag der Gefangenen für jeden seit Beginn der zweiten Intifada verurteilten Soldaten einen Drachen steigen. Beschriftet mit schwarzen Lettern schweben sie vor den Fassaden der Grandhotels, die seit dem Anschlag auf eine nahe Disco fast leerstehen. Der Anlass bewirkt einen kleinen Auflauf. Passanten beginnen zu diskutieren; es wird laut und heftig. Neben Vollman fliegt der Drache von Korporal Yishai Rosenzvi. Yishai stammt aus einer politisch rechts stehenden Familie, sein Schwager lebt als Siedler in den besetzten Gebieten. Yair Halper ist am Himmel zu lesen. Halper, 18jähriger Sohn eines Anthropologieprofessors, ist am 11. November aus dem Gefängnis entlassen worden;

am selben Tag erhielt er eine zweite Strafe von 28 Tagen. Gabriel Wolff, 19 und in Deutschland aufgewachsen, verweigert den Dienst nicht nur in den besetzten Gebieten; er will überhaupt nichts mit dem israelischen Militär zu tun haben. Im Sommer 2001 sass er drei Mal im Gefängnis, jeweils für einen Monat. Kaum war er entlassen, wurde auch er erneut verurteilt. Es war ihm nicht gelungen, die sogenannte Gewissenskommission von der Wahrhaftigkeit seiner Motive zu überzeugen. Die eigens zur Beurteilung der Pazifisten gegründete Kommission besteht mit einer Ausnahme ausschliesslich aus Militärpersonen. Eine Appellationsmöglichkeit gegen ihre Entschiede gibt es nicht. Im Gefängnis musste Wolff Steine schleppen: von der einen Seite des Hofes auf die andere. Schliesslich wurde er aus der Armee entlassen – allerdings nicht in Anerkennung seiner Überzeugung, sondern wie alle anderen Pazifisten wegen «Unverträglichkeit» mit der Armee. Seither setzt sich Wolff für palästinensische Familien ein, deren Häuser zerstört wurden. Moran Cohen, 24-jährige Pazifistin und Offizierstochter, hält die Leine des Drachens von Omer Herrera. Herrera, aus Guatemala eingewandert, hoffte in Israel endlich Frieden zu finden. Moran wusste bereits mit zwölf Jahren, dass sie nie Dienst leisten würde. Bei der Verhandlung vor der Gewissenskommission war sie gefragt worden, wie sie reagiere, falls sie jemand zu vergewaltigen versuche? Ob sie das geschehen lasse? «Nein», sagte Moran, «ich würde den Angreifer töten». Die Kommission wollte auch wissen, ob sie bereits einmal mit einem Mann zusammen gewesen sei. Schliesslich entliess man sie ohne Verurteilung. Moran erzählt verbittert. Heute engagiert sie sich für palästinensische Gewaltopfer. Vom stürmischen Wind zerfetzt liegt Leonid Krassners Drache am Boden. Weil Leonid sich weigerte, im Gefängnis Uniform zu tragen und vier Mal täglich für den Appell stramm zu stehen, wurde er in die Isolationsabteilung verlegt. Auch das Besuchsrecht wurde ihm entzogen. Anfangs Dezember erhielt Krassner weitere vier Monate, mit der Begründung, er sei ein Deserteur. Dabei habe er sich nur aus Angst vor der Haft versteckt, teilt seine Familie mit. Sie fürchtet um ihn; es gehe ihm schlecht. 32 Drachen sind es, die über der Brandung des Mittelmeeres schweben. Sie verlieren sich in der Weite des Himmels. «Ein paar Dornen in der Haut dieses Landes», sagt Rela Mazali,

Filmautorin und Sprecherin von New Profile. Sie sagt es ohne Enttäuschung. «Immerhin», fügt sie an, sind es 32, die gegen die Erfolglosigkeit der Friedensgespräche in Camp David, Sharm el Sheikh, Oslo, Stockholm und Wye River die eigene kleine Existenz in die Waagschale werfen und es hinnehmen, dass man ihm im heiligen Land ihre Friedensappelle als Verbrechen behandelt.

Die Tat braucht Mut, denn die Verweigerer werden nicht nur von der Gewissenskommission und den Mitgefangenen gedemütigt. Durch die Verurteilung zu nur kurzen Haftstrafen kann die Militärjustiz verhindern, dass sie von der Öffentlichkeit überhaupt wahrgenommen werden. Unbemerkt bleibt deshalb auch, wie die Armee die gefangenen Soldaten psychisch belastet, indem sie die Haftstrafen mehrfach und kurzfristig hintereinander anbraut. Auf die Spitze getrieben hat man dieses Prozedere im Fall von Muhamed Naffaa, Druze aus dem Dorf Beit Jann in Galiläa. Naffaa wurde insgesamt elf Mal inhaftiert; die Militärpolizei kam jeweils um Mitternacht und brach die Türe auf. Juristischer Widerstand gegen die Verurteilungen bleibt zwecklos, weil die Armee die Verweigerer im summarischen Verfahren verurteilt. Erst in einem Gerichtsverfahren könnten die Anwälte entscheidende Fragen stellen – zum Beispiel, ob die Besetzung der Westbank mit internationalem Recht verträglich sei, weshalb Israel gegen UN-Resolutionen und die 4. Genfer-Konvention verstösst und aus welchen Gründen Pazifismus nicht anerkannt wird, obwohl das Land 1993 den UN-Pakt über zivile und politische Rechte (ICCPR) ratifiziert hat. Zur Sprache käme auch ein Urteil aus dem Jahr 1956, welches Befehlsverweigerung in Israel unter entsprechenden Umständen legitimiert. Nach einem Massaker an 43 Arabern hatten die verantwortlichen Soldaten behauptet, sie hätten auf Geheiss ihrer Offiziere gehandelt, weshalb die Verantwortung nicht bei ihnen liege. Doch die Richter entschieden anders. Sie begründeten es mit Worten, die heute nicht mehr zählen: «Eine Illegalität, die ins Auge sticht und das Herz schmerzt, sofern das Auge nicht blind und das Herz nicht gefühllos ist, hebt die Pflicht zur Gehorsamkeit auf».

An einem der folgenden Tage sitzen wir in Jerusalem im Büro von Olivier Rafowicz und diskutieren die Zahl der Verweigerer. Rafowicz, Oberstleutnant und Sprecher der Israel Defense Forces, gibt sich amüsiert. Wir legen

ihm eine Hochrechnung der beiden Verweigererorganisationen vor. Diese sind sicher, dass die 32 Inhaftierten nur die Spitze des Eisbergs darstellen: Von den rund fünfzigtausend Jugendlichen, die jährlich dienstpflchtig werden und dem Staat zwangsweise einige ihrer schönsten Jahre opfern – die Männer drei, die Frauen knapp zwei –, scheiden zwanzig Prozent vor Ende der regulären Dienstzeit aus. Begründet wird die Entlassung meistens mit medizinischer Untauglichkeit, doch gemäss den Erfahrungen von New Profile und Yesh Gvul sind körperliche Gebrechen meistens Notlügen. Die Armee akzeptiere diese im Bemühen, jedes Aufsehen zu verhindern. Während Rafowicz zuhört, zeichnet er auf dem Pult die Kreise von Wasserringen nach, dann sagt er: «Wir haben einen Überfluss an Soldaten, die zu den Kampfeinheiten wollen.» Die Motivation sei überragend, die Verweigerer vernachlässigbar. Im übrigen befinde sich dieses Land in einem Krieg, der langsam heiss werde; das sei Erklärung genug. Er werde aber genauere Zahlen liefern, sofern er etwas finde. (Natürlich haben sie diese Angaben, sagt Peretz Kidron, Sprecher von Yesh Gvul, «weil der Geheimdienst alle von vorne bis hinten durchleuchtet.») Die Zahlen kamen nie. Sie lassen sich aber im Guardian vom 10. April 2001 nachlesen: Im ersten halben Jahr nach Beginn der zweiten Intifada haben in Israel 837 Soldaten und Soldatinnen ihrem Aufgebot keine Folge geleistet. Das ist eine offizielle Information. Auf ein Jahr umgerechnet macht das über 1600. Allerdings sagen die Zahlen nichts über Beweggründe aus.

Am selben Tag, wie in Tel Aviv die Drachen fliegen, sprengen sich in Jerusalem kurz vor Mitternacht zwei Selbstmörder in die Luft. Der Knall weckt die Stadt. Am 2. Dezember explodiert in Haifa ein vollbesetzter Bus. Bei den beiden Attentaten sterben 25 Menschen. Israel lässt als Rache seine F-16-Bomber aufsteigen. Drei Palästinenser sterben, darunter ein acht Monate altes Baby. Damit sind seit Beginn der zweiten Intifada 239 Israeli getötet worden. Auf palästinensischer Seite starben fast vier Mal mehr Menschen.

Aviya Atai, 20, lehnt sich gegen diese Armee auf, weil sie nichts mit dem Tod unbeteiligter Menschen zu tun haben will. Sie lebt zum Teil bei ihrem Vater in Tel Aviv, einem Verleger, der gerade an einer 24bändigen Bibel-Enzyklopädie arbeitet. Die meiste Zeit verbringt sie aber bei ihrer Mutter in der Nähe

des Sees Genezareth. Hier, in dem mit Grün umrankten früheren Bauernhaus, fühlt sie sich sicher. Aviya ist überzeugt, dass das alles eines Tages wieder zu Palästina gehören wird. Sie fürchtet sich nicht davor.

Ein halbes Jahr, nachdem sie ihren Militärdienst begonnen hatte, wurde Aviya zusammen mit anderen Soldatinnen zur israelischen Siedlung Gilo am Rand von Jerusalem gefahren. Das war am 29. August 2001. Gleich gegenüber von Gilo, nur durch ein schmales Tal getrennt, stehen die Häuser des palästinensischen Dorfs Beit Jalla. Fast könnte man sich zurufen. In der Nacht beschossen sich die beiden Seiten manchmal, was in den Morgen nachrichten dann mit einer Kurzmeldung abgetan wird. Nun erwartete die Armee aber offenbar einen grösseren Angriff, weshalb Aviya und ihre Kolleginnen den Kindern von Gilo beibringen sollten, wie sie sich im Feuer von Mörsergranaten zu verhalten haben. Den Grund für die Attacke verschwiegen man den Soldatinnen allerdings: Am kommenden Tag sollte sich einmal mehr jähren, dass die Bewohner Beit Jallas einst um einen Teil ihres Landes betrogen worden sind. Den Boden hatten arabische Strohleute im Solde Israels erworben, für sogenannte «allgemeine Zwecke»; aber die Regierung war auch direkt beteiligt, indem sie Grundstücke mit der Behauptung beschlagnahmte, die Besitzurkunden der Palästinenser seien ungültig. Auf diesem Land wurde schliesslich Gilo gebaut, eine ständige Provokation.

Aviya durchschaute, weshalb sie den Kindern die Verhaltensregeln beibringen sollte. Sie erkannte darin das politische Kalkül der Regierung Sharon: Die Evakuierung der Kinder hätte als Angst gedeutet werden können, als ein Zeichen von Schwäche. Deshalb mussten sie in der gefährlichen Zone bleiben, «in Lebensgefahr.» Dass die Soldatinnen diese Verhaltensregeln selbst erst gerade in einem ebenso kurzen wie ungenügenden Kurs erlernt hatten, bestätigte Aviya in ihrer Ansicht. Ihr Vorschlag, die Kinder zumindest für die kommenden Tage in Sicherheit zu bringen, interessierte nicht.

Darauf entschied sie sich, jeden weiteren Befehl zu verweigern. Jetzt, in ihrem Garten sitzend, den Hund zu Füssen, erzählt sie beinahe emotionslos, raucht nur etwas zu hastig und zieht ihr Tuch enger um die Schultern. Doch damals verlor sie von einer Sekunde zur anderen die sichere Gemeinschaft ihrer Freundin-

nen, sie gab auf, was ihr zur Zeit Lebensinhalt war, und sie wurde von diesem Moment an zur unverständenen Aussenseiterin in ihrem Land.

Ihre Strafe trat sie noch am selben Tag an. Aviya nähte im folgenden Monat Rangabzeichen an Uniformen. In einem Interview mit der israelischen Tageszeitung Ha'aretz erklärte ihr Vater, er habe sein Kind gelernt, dieses Land zu lieben; aber was man jetzt von ihr verlange, sei «absurd». Yehuda Atai könnte auch eine andere Ansicht vertreten. Er war Fallschirmjägeroffizier, und 1976 wurde er zum Helden, als er an vorderster Front einen von Palästinensern entführten Airbus stürmte. Seine dreissigjährige Erfahrung hat Peretz Kidron gelehrt, dass die Dienstverweigerer im heiligen Land durchaus ein politisches Potential haben – trotz aller Anstrengungen der Armee, ihre Existenz zu unterdrücken. Kidron, 68, Schriftsteller in Jerusalem, ist einer der wichtigsten Akteure von Yesh Gvul. Die Bewegung versteht sich nicht als pazifistische Organisation; sie betreut Soldaten, die den Einsatz in den nach 1947 okkupierten Gebieten verweigern. So ist die Maschinenpistole auf Kidrons Garderobe kein Widerspruch. Er wohne in alten palästinensischen Mauern, erklärt er, und sollten die früheren Besitzer einmal kommen, so werde er sich wehren. Dazu lacht er, es ist ein unsicheres Lachen. (Erst später wird er anfügen, die Uzi sei aus Plastik.) Kidron erzählt von der ersten grössten Protestwelle, welche die Israel Defense Forces, diese «Verteidigungsarmee», provozierte. Das war 1967, als die Soldaten zusätzlich zur bereits besetzten Küstenebene, zu Galiläa und der Negevüste auch noch Westbank, Gazastreifen und Golanhöhen überrannten. Als Folge der Angriffe und der enttäuschend verlaufenden Friedensgespräche zwischen Sadat und Begin erklärten 27 junge Männer in einem Schreiben an den Premier, keinen Dienst in diesen Gebieten zu leisten. Auch Peretz Kidron verweigerte damals, «weil mir der Gedanke unerträglich war, mein Gesicht nicht mehr im Spiegel anschauen zu können». 1982 folgte der Libanonkrieg. Die Regierung erhielt nun Protestlisten mit 250 Namen, und mit Eli Geva, jüngstem Kommandanten einer Elitebrigade, sah Yesh Gvul die eigenen Überzeugungen erstmals bis in die oberste Heerespitze getragen. Als Geva mit seiner Truppe vor Beirut stand, weigerte er sich, in die Stadt einzumarschieren. Yesh Gvul

jubelte, Geva wurde abgesetzt. Als der Kommandant von Ministerpräsident Menachem Begin nach den Gründen gefragt wurde, soll Geva gesagt haben: «Weil ich durch das Fernglas Kinder sah». Von Seite der Armee wird die Verweigerung allerdings kühler beurteilt: Geva habe den Einmarschbefehl von der falschen Stelle bekommen, ein schlichtes Hierarchieproblem. Laut Yesh Gvul wurden im Verlaufe des Libanonkrieges 168 Soldaten wegen Verweigerung inhaftiert, doch nur ein Bruchteil aller rebellierenden Soldaten sei ins Gefängnis gekommen. Kidron ist überzeugt, dass die hohe Zahl der Verweigerer die Armee sogar zu einem vorzeitigen Abbruch des Krieges gezwungen habe – aus Angst vor einer Revolte mit unvorhersehbaren Folgen. Im Verlaufe der ersten Intifada stieg die Zahl weiter. Kidron spricht von 2'000 Soldaten, welche sich in den sechs Jahren nach 1987 nur noch mittels Befehlsverweigerung – oder behaupteter Untauglichkeit – von der Unterdrückung der Palästinenser distanzieren konnten. 1993, nach den Verhandlungen in Oslo, schloß die Bewegung aber fast vollständig ein. Die Ruhe dauerte solange, bis sich abzeichnete, dass die Appelle der Dienstverweigerer ebensoviel oder ebensowenig zu einem Frieden beizutragen vermögen wie die Gespräche unter Staatschefs. Seit dem Ausbruch der zweiten Intifada im September 2000 klingelt die Hotline von Yesh Gvul nun wieder häufig, und New Profile berät täglich junge Frauen, wie sie sich der Armee entziehen können. Für diesen Zulauf sorgt auch Sharon selbst: Nach dem Anschlag von Afula am 27. November deckten die Rettungsequipen die Leichen mit alten Wahlplakaten zu, auf denen steht: «Only Sharon will bring peace.» Zwei Wochen später greifen seine Helikopter die «Friends Boys School» in Ramallah an, Soldaten erschossen sechs Palästinenser, einen davon direkt vor den Augen seiner Frau und seiner Kinder, gleichzeitig zerstören Bulldozer im Flüchtlingslager Khan Younis 15 Häuser. Das alles geschieht im Verlaufe von zwölf Stunden. Dieses Selbstverständnis der israelischen Machthaber zeigt Wirkung. Im Herbst 2001 künden 62 Gymnasiasten in einem offenen Brief an, in diesem Land unter dieser Regierung jeden Dienst zu verweigern: „Wir gehorchen unserem Gewissen und verweigern jede Teilnahme an Aktionen, welche das palästinensische Volk unterdrücken – Aktionen, die terroristische Akte sind.“ Damit erwächst der

Armee erstmals Widerstand aus Kreisen, in welchen sie ihre Ideologie dank konsequenter Früherfassung bis anhin gut verankert geglaubt hatte. Ende Dezember bestätigt dann der Rechtsdienst des Verteidigungsministeriums in Tel Aviv, dass sich Offiziere heute vor Reisen nach Europa vermehrt erkundigen, ob sie möglicherweise verhaftet und vor das Kriegsverbrechertribunal gestellt werden – nicht nur, weil ihr Premier seit Juni 2001 in Den Haag angeklagt ist; auch die Eltern von sechs palästinensischen Kindern haben dort eine Klage wegen «Genozids» hinterlegt. Am 14. Januar 2002, nach drei Wochen Waffenruhe seitens der Hamas und Fatah, in deren Verlauf die Israeli aber elf erwachsene Palästinenser und elf Kinder töten, wird der Aktivist Raed Karmi umgebracht. Reaktion darauf sind neue Attentate seitens der Palästinenser. In Tel Aviv verletzt ein Selbstmörder 26 Menschen. Die israelische Armee beginnt darauf den Belagerungsring um die besetzten Gebiete noch enger zu ziehen – worauf am 25. Januar 53 weitere israelische Soldaten ankündigen, diesem Land nicht weiter zu dienen. Die Hälfte sind Offiziere. In einem Zeitungsinserat halten sie fest, dass die von der Armeeführung erteilten Befehle «alle Werte ausradieren, welche wir mit diesem Land verbinden». Am selben Tag ereignet sich in Jerusalem ein weiteres Selbstmordattentat; zum ersten Mal sprengt sich eine Frau in die Luft. Wenige Tage später ist die Zahl der rebellierenden Soldaten bereits auf über 100 angewachsen. Für den 9. Februar hat New Profile nun auf dem Museums-Platz in Tel Aviv eine Demonstration angekündigt. Titel: «The occupation is killing us all!»

© Christian Schmidt

KONTRAST
Christian Schmidt
Journalist BR
Hardstrasse 219
CH 8005 Zürich
SWITZERLAND

<mailto:schmidt@kontrast.ch>
<http://www.kontrast.ch>

++ 41 1 272 63 31 (phone)
++ 41 1 272 34 51 (fax)